

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Weber, Werner
Autor: Im presselschen Gartenhaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM PRESSELSCHEN GARTENHAUS

Das Gartenhaus des Archidiakons Pressel, von dem in Hermann Hesses Erzählung aus dem alten Tübingen (betitelt «Im Presselschen Gartenhaus») die Rede ist, stand in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Dichtern und Schwärmern offen. Unter ihnen, zum Beispiel: Mörike und Waiblinger. Beide waren damals Schüler des Stifts, in dessen von straffen Regeln gehaltenem Betrieb für romantische Uebungen wenig zu hoffen war. Dafür eignete sich das Presselsche Gartenhaus auf dem Oesterberg. Die jungen Leute entschlüpfen bei jeder Gelegenheit dorthin: es war der gemäße Ort für ihre Ahnungen, für ihre Sehnsüchte und für ihr halb kindisches, halb bedeutsames Tun. Ein Gast der jungen Leute im Gartenhaus war Hölderlin, der zu jener Zeit als Irrer beim Tischlermeister Zimmer in Tübingen wohnte.

Mit diesen Angaben ist der Stoffkern von Hesses Erzählung umschrieben. Ein erstes Lesen, etwas leicht und obenhin genommen, könnte einen zur Meinung bringen, es handle sich dabei um schön wiedergegebene historische Tatsachen. Nirgends gibt sich der Dichter schwer; nirgends setzt er Rätsel auf. Die erzählten Verhältnisse scheinen unberührt sich selbst zu sein. Nun liegt aber darin ein Zeugnis für Hesses Kraft als Erzähler: die Stoffe gelangen durch seine Kunst in eine Schwebelage zwischen Bild und Sinnbild, zwischen Eigenständigkeit und seelisch-geistiger Bezogenheit. Das ergibt einerseits, wo sich der Dichter einer kleinen Welt zuneigt, einen ins Weite dringenden Atem des Menschlichen; und das ergibt andererseits, wo seine Einbildungskraft dem größten Wagnis eines Glasperlenspiels dient, die Sicherung im Kontakt mit faßbaren Umständen. Mit einem Stichwort ausgedrückt: Sicherheit in der Schwebelage. Ein Beispiel für den ins Weite dringenden Atem des Menschlichen in einer dem Stoff nach kleinen Welt bietet die Erzählung «Im Presselschen Gartenhaus». Und wenn die Meinung richtig ist, daß das dichterische und essayistische Gesamtwerk Hermann Hesses auf jeder seiner Stufen ein Zeugnis der Selbsterfah-

rung und der Selbsterfassung ist, dann muß auch in dieser kleinen Erzählung aus dem alten Tübingen das Wesen des Dichters im historischen Stoff zu finden sein.

Wie erscheint Mörike in Hesses Erzählung? Er ist der junge Mann, dem die Teile der jeweils gegenwärtigen Erdengegend und dem die Atmosphäre unaufhörlich in ihrer stets sich wandelnden momentanen Wirklichkeit ins Gemüt drängen. Dieses Gemüt erstrebt nichts; es hält sich ruhig für jene Berührungen, die fast jenseits des Bewußtseins erfolgen. Bäume, Wiesen, Bäche, Wolken, Winde gehen in das Wesen des jungen Menschen ein, ohne ihn zu treffen. Immer dichter wird aber der aufgenommene Weltstoff, bis er, unter einem belanglosen Anstoß, zu einem Gebilde zusammenschießt, das heißt: bis mit einer bestürzenden Plötzlichkeit durch Bäume, Wiesen, Bäche, Wolken, Winde der Schöpfungsgrund selber aufleuchtet und sich als eine Melodie von übersichtlicher Gliederung mitteilt. Dem Schaffenden erwächst aber aus dieser Erfahrung eine Pflicht, deren Erfüllung allein noch mit dem Schicksal zu vergleichen ist: er soll dem Aufleuchten des Schöpfungsgrundes im Gedicht zur Dauer verhelfen. — Im Gegensatz zu all diesem steht die Erscheinung Waiblingers. Wo der andere sanft in die Welt hinaus spürt, stößt dieser heftig fordernd an die Sachen heran. Er erwartet nicht; er nimmt, packt, würgt; er steht im Wettlauf mit sich selbst, er erleidet, nervös witternd, in den Anlagen seines Wesens den Zusammenbruch voraus. Das Dasein fährt ihm, je zweifelnder er es zu halten versucht, auseinander. Aufschwung, Sturz, Rausch, Ermatten folgen sich scharf. Es waltet das unholde Schicksal — ohne eine Oeffnung auf das holde Schicksal hin, das sich im Zusammenhang mit Mörike abgezeichnet hat. Beides aber: das Weltverhältnis Mörikes und dasjenige Waiblingers (nicht literarhistorisch, sondern so verstanden, wie es in dieser Tübinger Erzählung zum Ausdruck kommt) gehört zum Wesen Hermann Hesses. Segnung und Gefährdung nebeneinander.

Die Ueberwindung von beidem? Die Antwort ist aus der Erscheinung Hölderlins zu lesen. Hesse erzählt, wie die beiden, Mörike und Waiblinger, den irren Dichter bei Zimmer abholen, um ihn auf den Oesterberg ins Gartenhaus zu führen. Sie finden Hölderlin am Fenster. Er blickt versunken auf den unter dem Erker hinströmenden Fluß. Später, wenn sie mit ihm über die Brücke gehen, zieht der Irre vor zwei Kindern den Hut. Das sind Motive, die das wesentliche Ereignis vorbedeuten sollen. Es kommt in diesen Worten zum Ausdruck: «Der Dichter nahm seinen Hut ab, stieg hinan und trat in das kleine putzige Häuschen . . . Darauf trat er vor den Schreibtisch und starrte mit angelegentlichem Interesse nach der

Wand empor, wo Waiblinger in großen griechischen Schriftzeichen den geheimnisvollen Spruch ‚Ein und All‘ angebracht hatte. Vor diesem Zeichen verweilte er minutenlang in gespannter Nachdenklichkeit. Mörike, in der leisen Hoffnung, ihn jetzt einem Gespräch zugänglich zu finden, näherte sich ihm und fragte behutsam: ‚Sie scheinen diesen Spruch zu kennen, Herr Bibliothekar?‘ Dieser wich aber alsbald zurück und verschanzte sich in sein undurchdringliches Hofzeremoniell. ‚Majestät‘, sagte er mit großer Feierlichkeit, ‚dieses kann und darf ich nicht beantworten.‘»

Diese Stelle in der Erzählung gehört zu den erschütterndsten Hinweisen, die Hesse je über seine Vision vom Schicksal des Dichters gegeben hat. Das *Ἐν καὶ πᾶν* ist hier nichts anderes als ein Sigel für das Ereignis, daß ein Schaffender das, was (auf der Stufe, die mit der Erscheinung Mörikes bemerkt wurde) noch als Pflicht bevorstand, ganz erreicht hat: dem Aufleuchten des Schöpfungsgrundes im Gedicht zur Dauer zu verhelfen — Gegenwart des Gottes zu stiften. Diese Gegenwart war dem Dichter findbar. Aber an ihr, im höchsten Augenblick der Erfüllung seiner Pflicht, zerschellt er als Mensch. Das bedeutet aber: Dichtertum ist allein als tragischer Auftrag zu begreifen. Segnung und Gefährdung erreichen, im reinsten Fall, im Gebilde des schöpferischen Geistes die Harmonie und die Dauer — aber nur gegen Opferung des nach Menschenmaß bewegten und beschränkten Seins eben dieses Geistes. Darum durfte gesagt werden, die Erfüllung jener Pflicht zum Gedicht sei allein noch mit der Größe eines Schicksals zu vergleichen. Der Mensch, der es auf der gnadenvollsten und zugleich furchtbarsten Stufe seines Weges erfährt, kann nur mit Schauder die Frage eines Anfangenden nach dem Inhalt des Erlebnisses hören, für das das Zeichen *Ἐν καὶ πᾶν* gesetzt wird. Aus diesem Zusammenhang erhält jenes Wort *«...dieses kann und darf ich nicht beantworten»* sein unheimliches Gewicht.

Mit solchen Hinweisen ist man in den innersten Bezirk von Hesses Selbsterfahrung und Selbsterfassung gelangt. Die (um ein Wort vom Anfang noch einmal aufzunehmen) schön wiedergegebenen historischen Tatsachen erweisen sich in ihrer mächtigen menschlichen und künstlerischen Dimension. Der Stoff der Erzählung ist dem Dichter mit Notwendigkeit zugefallen; er hat ihn nicht aufgenommen als Nahrung für ein Capriccio der Feder; er ergriff ihn, weil in den Bildern der Vorlage die Sinnbilder für die eigene Existenz bereitlagen. Dies nicht nur in den Gestalten Mörikes, Waiblingers und Hölderlins. Selbst in den nebensächlichen Umständen war für das eigene Wesen Bedeutendes. Ein Beispiel: das Gartenhaus. Es steht auf dem Berg. Abseits des Getriebes. Das

Leben und die Landschaft liegen fernab. Ein solcher Ort scheint dem Dichtertum günstig. Hier ist der Schaffende zugleich der Abgeschiedene. Und diese Neigung gehört zu Hesse. Aber sie hat bei ihm auch ihren Widerpart: den Entschluß zu treuer Fühlung mit dem Werktag der Menschen. Noch läßt er zwar in seiner Erzählung die sucherischen Poeten die Läden des Presselschen Gartenhauses schließen. Doch in den Augenblicken, da das Auge ins Tal hinausdringen kann, sind schon erste Züge jenes umsichtigen Schauens zu erkennen, dessen Goethe nach der Italienischen Reise mächtig wurde. Goethes Name fällt in diesem Zusammenhang nicht willkürlich. Hesse legt ihn in der Erzählung einmal sowohl Mörike wie auch Waiblinger und Hölderlin in den Mund. Und in jedem Fall ist dann an den Namen Goethes die Ahnung jenes menschlichen Verhaltens gebunden, das gerade den Menschen in die Mitte der Welt stellt und nicht auf die Anschauung des Gottes hindrängt. Werden zu allem nun noch der Humor und die Spielfreude hinzugenommen, an denen die Erzählung «Im Presselschen Gartenhaus» reich ist: dann ist das Wichtigste beisammen, das wir aus der Erfahrung des Hesseschen Gesamtwerks als die Eigenart des Dichters zu verstehen meinen.

Die Erzählung «Im Presselschen Gartenhaus» ist 1913 geschrieben worden. Der geistig-seelische Bereich des Jahrzehnte später geschaffenen «Glasperlenspiels» ist in ihr unter dem Zauber einer Frühform zu erkennen. Vom Alterswerk des Dichters auf einen solchen Punkt zurückgewandt, kann ein Leser die Sittlichkeit im Wachsen eines schöpferischen Menschen ergriffen bemerken. Der Dichter hat verwirklicht, was er über drei Jahrzehnte nach der Erzählung «Im Presselschen Gartenhaus» in seinem Brief vom 5. Januar 1949 einem jungen Künstler als Sinn der menschlichen Mühen angab: «Es kommt einzig darauf an», schrieb er, «daß jedem von uns ein Erbe und eine Aufgabe mitgegeben ist, er hat von Vater- und Mutterseite, von vielen Ahnen her, von seinem Volk, seiner Sprache her gewisse Eigenschaften, gute und böse, angenehme und schwierige geerbt, Talente und Mängel, und all dies zusammen ist Er, und dies Einmalige . . . hat er zu verwalten und zu Ende zu leben, reif werden zu lassen und schließlich mehr oder weniger vollkommen zurückzugeben.»